



Sommer der Stille

Naturschutz Unberührte Landschaften voller zirpender Grillen und singender Vögel – das war einmal. Deutschland leidet unter einem dramatischen Artenschwund. Nur eine radikale Wende zur Biolandwirtschaft könnte die Vielfalt noch retten.



MARIA FECK / DER SPIEGEL

*Geh aus, mein Herz, und suche Freud
in dieser lieben Sommerzeit, an deines
Gottes Gaben; schau an der schönen
Gärten Zier und siehe, wie sie mir und
dir sich ausgeschmücket haben.*

Paul Gerhardt (1653)

Rachel Carson begann ihre Ökoapokalypse mit einem „Zukunftsmärchen“: „Es war einmal eine Stadt“, schrieb sie 1962 in „Der stumme Frühling“, „in der alle Geschöpfe in Harmonie mit ihrer Umwelt zu leben schienen.“

Inmitten des Landes, „wo im Frühling Wolken weißer Blüten über die grünen Felder trieben“, lag diese Stadt. Entlang ihrer Straßen wuchsen „Lorbeerrosen und Erlen, hohe Farne und wilde Blumen“.

Doch alsbald hatte die Vielfalt ein Ende: „Eine schleichende Seuche“ tauchte auf, „über allem lag der Schatten des Todes“. Keine Bienen summten mehr, keine Vögel sangen, „Schweigen lag über Feldern, Sumpf und Wald“.

Carsons Bestseller verdammt den Einsatz synthetischer Pestizide, führte zum Verbot von DDT und gilt als Geburtsstunde der modernen Umweltbewegung.

55 Jahre ist das her. Doch die Warnung der Biologin ist aktueller denn je. Nicht nur in den Getreidegürteln der USA oder auf den Sojafeldern Südamerikas, sondern direkt vor der Haustür, in Deutschland, ist das Vogelkonzert fast verstummt, bleibt der Sommer weithin ohne Grillenzirpen und Schmetterlings-Torkelflug.

Fast zwei Drittel der natürlichen Lebensräume sind hierzulande in Gefahr. Um etwa 80 Prozent ist die Biomasse der Fluginsekten mancherorts zurückgegangen. Rund 40 Prozent der Tagfalter sind bedroht, ein Drittel der Ackerwildkräuter wird rar, und knapp drei von vier Vogelarten der offenen Landschaft sind gefährdet oder gar ausgestorben.

Ausgerechnet das Land der Naturromantiker verliert seine Vielfalt. „Um mich summt die geschäftige Bie“, mit zweifelndem Flügel wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichen Klee“, dichtete Friedrich Schiller im „Spaziergang“ – vorbei. „Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich“ – das war einmal.

Während der Naturschutz einzelne Erfolge bei charismatischen Arten wie Wolf, Wildkatze oder Schwarzstorch feiert, gleicht die Agrarlandschaft, die etwa 50 Prozent von Deutschlands Landfläche ausmacht, einer Ökowüste. Längst hat sich der Deutsche an blütenleere Feldraine gewöhnt, an Landschaften ohne Moore, Auen, Hecken und unberührte Wälder.

Seit Jahrzehnten gibt es das Bundesumweltministerium, Fachbehörden für Umwelt und Natur, die Grünen in mehreren Landesregierungen. Doch sie alle haben nicht verhindert, dass die Natur hierzulande

de jeden Tag die Fläche von rund 90 Fußballfeldern an Verkehr und Siedlungsbau verliert; dass sich die über Jahrhunderte gewachsene, vielfältige Kulturlandschaft in eine monotone Energielandschaft mit großen Schlägen aus Mais und Raps für die Bioenergie verwandelt, durchsetzt von Windparks und Solaranlagen.

„Praktisch alle Tier- und Pflanzengruppen in der Agrarlandschaft sind von einem eklatanten Schwund betroffen“, warnt Beate Jessel, Präsidentin des Bundesamts für Naturschutz (BfN). Jessel empfiehlt eine „Kehrtwende“ in der Landwirtschaft, um der Krise zu begegnen. Denn über die Ursachen des Naturverlusts gibt es keinen Zweifel. Eine über Jahrzehnte fehlgeleitete EU-Agrarpolitik hat Deutschlands Bauern von ehrbaren Pflegern der Vielfalt zu Landschaftsausräumern gemacht.

Weil sie schleichend verläuft, nimmt kaum jemand die Katastrophe wahr. Doch mit jeder Art, die verschwindet, mit jedem Lebensraum, der vernichtet wird, löst sich eine weitere Masche aus dem Netz des Lebens, von dessen Funktion Landwirtschaft, Ernährung und Gesundheit abhängen.

Was entsteht, ist ein Land im ökologischen Ungleichgewicht, schlecht gewappnet für eine prekäre Zukunft. Noch spielt der Klimawandel keine Rolle beim hiesigen Artenschwund. Künftig jedoch zählt jede Art, jedes Ökosystem, wenn es darum geht, die ökologischen Folgen der Erderwärmung abzufedern.

Vor zehn Jahren verabschiedete die damalige schwarz-rote Bundesregierung die „Nationale Strategie zur biologischen Vielfalt“. Demnach sollte der Rückgang der Biodiversität bis zum Jahr 2010 gestoppt werden. Ein Rohrkrepiere.

„Die Agrarpolitik muss endlich ihre Verantwortung für den Naturschutz wahrnehmen“, fordert Umweltministerin Barbara Hendricks (SPD). Landwirtschaftsminister Christian Schmidt (CSU) jedoch scheint das Drama zu ignorieren. Im Grünbuch seines Ministeriums zur Zukunft der Landwirtschaft spielt die Artenvielfalt kaum eine Rolle. Kanzlerin Angela Merkel schweigt, anstatt die Angelegenheit zur Chefsache zu erklären und in Brüssel für eine Reform der EU-Agrarpolitik zu kämpfen.

Damit vergibt die Bundesregierung eine Chance: Deutschland könnte ein Vorbild für die Versöhnung von Landwirtschaft und Ökologie sein. Wie bei der Energiewende könnte das Land mutig voranschreiten in eine Agrarwende, die beidem gerecht wird, der Produktion von Lebensmitteln und dem Erhalt der Artenvielfalt.

Woran liegt es, dass dieses so wichtige Umweltprojekt einfach nicht gelingt? Wer blockiert eine wahrhaft nachhaltige Landwirtschaft?

Eine Sommerreise soll Antworten liefern.

DAS ARCHIV DER KERBTIERE befindet sich im Obergeschoss der alten Krefelder Schule. Martin Sorg führt die Treppe hinauf, öffnet einen der zahllosen Pappkartons und entnimmt eine Probenflasche. „D/NRW/Krefeld Spey, Malaise-Falle, Leerung 18, 5.8. – 12.08.1990“ steht darauf.

„So sah es früher bei uns aus“, sagt Sorg und mustert die Insekten im Inneren der Flasche, ein wirres Knäuel vielgliedriger Körper, Beine und Antennen. „Damals hat sich so eine Literflasche mancherorts in zwei Wochen gefüllt, heute benutzen wir Flaschen, die nur noch halb so groß sind.“

Sorg und seine Kollegen vom Entomologischen Verein Krefeld zählen Insekten. Seit 1985 stellen sie sogenannte Malaise-Fallen aus feiner Gaze auf. Was ins Netz geht, landet in 82-prozentigem Äthylalkohol in der zweiten Etage des Hauses in der Innenstadt von Krefeld.

„Archiv zur Entomologie am Niederrhein“ steht am Eingang. Drinnen befinden sich Vitrinen mit alten Mikroskopen. Bücherregale mit Fachliteratur füllen die Räume, vor allem aber braune Schubladenschränke. Glänzende Laufkäfer, einzeln mit Stecknadeln fixiert, finden sich darin, bräunliche Nachtfalter, zartflügelige Schlupfwespen und Schwebfliegen. Etiketten nennen Art, Fundort, Funddatum.

Millionen Insekten ruhen in der Krefelder Sammlung. Es ist eine einzigartige Schatztruhe der Entomologie, die den Blick in die Vergangenheit erlaubt.

Mit erschreckenden Ergebnissen: 2013 berichteten die Forscher in einem Fachbeitrag, dass im Naturschutzgebiet Orbroich im Norden von Krefeld die Biomasse der Fluginsekten zwischen 1989 und 2013 um fast 80 Prozent zurückgegangen sei.

Seither muss sich Sorg erklären. „Wir stehen im Zentrum einer hochemotionalen Diskussion“, sagt er. Die Medien wollen wissen, wer schuld ist am Insektenchwund. Die Grünen nutzen die Zahlen im Wahlkampf. Der Bauernverband schimpft, die Daten seien wenig aussagekräftig, weil sie nur von wenigen Standorten stammten. Doch die Krefelder Forscher haben inzwischen weitere Proben vorläufig ausgewertet. Die Biomasse der Fluginsekten ist demnach überall stark gesunken.

„Mit den Insekten geht es steil bergab“, bestätigt der Agrarökologe Teja Tscharrnke von der Universität Göttingen, „es gibt keinen Grund anzunehmen, dass sich das mittelfristig ändert.“

Und wer wollte auch daran zweifeln? Nur die Älteren erinnern sich noch an Autoscheiben, verklebt von Insekten, an Gärten voller Bienen, an Straßenlaternen, die nachts von zahllosen Motten umkreist wurden.

Die Folgen sind dramatisch. Insekten machen 70 Prozent aller Tierarten in Deutschland aus. Sie sind Nahrungsgrundlage für viele Vögel, Fledermäuse und Am-

phibien. Sie tragen dazu bei, die Böden fruchtbar zu halten. Sie helfen als Nützlinge in der Landwirtschaft.

Und vier von fünf in Deutschland heimischen Blütenpflanzen werden durch Insekten bestäubt. Raps, Sonnenblumen, Ackerbohnen, Gurken, Äpfel – 70 Prozent der wichtigsten Nutzpflanzen profitieren von der Insektenbestäubung. Erdbeeren etwa, die nicht von Tieren bestäubt werden, sind leichter, glänzen nicht und verderben schneller. Langfristig, warnt Agrarökologe Tscharrntke, könnte gutes Obst zum „Luxusgut“ werden.

Schuld ist der Verlust an Lebensräumen, „die Ursache Nummer eins für den Artenrückgang“, sagt Tscharrntke. Die Äcker reichen oft bis an die Straßen, es gibt kaum noch bunt blühende Randstreifen. Zwischen den Kulturpflanzen blitzt zumeist roher Boden, durch Mittel wie das umstrittene Herbizid Glyphosat vom Bewuchs befreit.

Zudem mindert die massive Düngung das Wachstum seltener, für Insekten wichtiger Ackerwildkräuter, die magere Böden brauchen. Am Rand der Felder und auf den wenigen Brachen wachsen vor allem Allerweltsgräser wie Knäuelgras oder Lieschgras, die den blütenbesuchenden Kerbtieren nichts bieten können.

Hinzu kommt: Tiere wie auch Pflanzen werden vergiftet. Früher seien die Pestizide erst bei konkret drohendem Befall aufgebracht worden, sagt Tscharrntke. Heute werde das Saatgut häufig schon bei der Herstellung mit den Stoffen „gebeizt“.

Besonders problematisch sind die sogenannten Neonicotinoide. Saatgut, das mit ihnen behandelt ist, wächst zu Pflanzen heran, deren Saft, Pollen und Nektar den Giftstoff enthalten. 80 bis 98 Prozent der Neonicotinoide können im Boden zurückbleiben, gelangen schließlich in Tümpel und Flüsse. Sie vergiften Honig- und Wildbienen, Ameisen, Schlupfwespen oder die Larven von Eintagsfliegen.

Schon winzige Mengen an Neonicotinoiden verursachen Vergiftungen und Verhaltensänderungen. Honigbienen finden nicht mehr in ihre Stöcke zurück. Hummeln bringen weniger Jungköniginnen hervor, die dem Volk das Überleben sichern.

Durch den Insektenschwund werden auch andere Tiere weniger. Niederländische Forscher zeigten, dass in Regionen mit hohem Neonicotinoid-Einsatz die Zahl insektenfressender Vögel am stärksten zurückgeht.

Ohnehin sind Vögel die auffälligsten Opfer der Landschafts- und Artenkrise. In der EU ist die Zahl der Brutpaare in der Agrarlandschaft zwischen 1980 und 2010 um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Besonders hart trifft es Bodenbrüter wie Feldlerchen, Braunkehlchen, Kiebitze

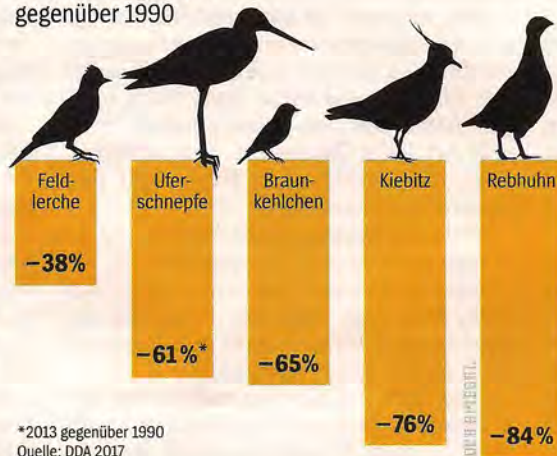
oder Rebhühner, die keine Brut- und Rastplätze mehr in der Landschaft finden oder deren Gelege bei Ernte oder Mahd zerstört werden.

Kampfläufer, Schlangennadler, Blauracke, Wiedehopf, Triel – wer kennt sie noch? Im 19. Jahrhundert, berichtet der Ornithologe und Arzt Karl Schulze-Hagen, waren diese Arten nicht nur regelmäßige Brutvögel in Deutschland. Sie seien auch in geradezu „unvorstellbar hoher Individuenzahl“ vorgekommen.

Schert die Bauern der Verlust der Artenvielfalt? In der Agrarausbildung spielt Naturschutz immer noch kaum eine Rolle. Traditionell geht es den Landwirten darum, dem Boden den größtmöglichen Ertrag abzuringen. Immerhin, bei manchen Agrarkonzernen setzt gerade ein Umdenken ein. Ob aus Einsicht oder Sorge um Image und Geschäft, Nachhaltigkeit gewinnt an Bedeutung.

Federn gelassen

Bestandsabnahme ausgewählter Vogelarten in Deutschland 2015 gegenüber 1990



EIN BAUERNHOF im schleswig-holsteinischen Hügelland bei Eckernförde: „Landwirt – der wichtigste Beruf auf der Erde“ steht auf einem Plakat an der Scheune des Betriebs Rothenstein. Drinnen haben sich etwa 25 Gäste versammelt: Bauern aus der Gegend; ein Mann vom Kieler Landwirtschaftsministerium; Vertreter von Bauernverband und von Naturschutzverbänden.

Markus Röser lehnt an einem der Stehtische und nippt an einem Filterkaffee. Röser ist Pflanzenschutzexperte bei BASF. Der Chemiekonzern und Pestizidhersteller hat zum „Praxistag FarmNetzwerk Nachhaltigkeit“ geladen.

BASF unterstützt 53 konventionelle Bauernhöfe in Deutschland, Österreich und Belgien dabei, die Artenvielfalt zu fördern. Und Röser ist der Mann, der zwischen Naturschützern und Bauern vermitteln soll.

„Unsere Aufgabe ist es, Ökonomie und Ökologie in Einklang zu bringen“, sagt der Agrarexperte. „Lebensräume und Arten verschwinden“, räumt er ein, „Pflanzenschutzmittel spielen dabei mit Sicherheit auch eine Rolle.“ Andererseits: „Dort, wo man produzieren kann, wollen wir auch die Möglichkeit zum Produzieren geben.“

„Wir haben immer noch vor allem den Auftrag, für die Ernährung zu sorgen“, sagt der Industriemann. Damit ist Röser ganz auf Linie der Agrarfunktionäre. Vorn tritt nun Werner Schwarz vom Bauernverband Schleswig-Holstein ans Mikrofon. „Biodiversität kann auch auf großen Betrieben stattfinden“, sagt Schwarz.

Doch gleich danach, wie zur Beruhigung: „Auf der Fläche werden wir weiterhin die Reinkultur nötig haben.“

Was das heißt, ist anschließend auf der Führung zu sehen. 210 Hektar sind in Rothenstein unter dem Pflug. Das Getreide steht wie eine Eins. Kein Unkraut stört die „Reinkultur“. Wo sind die „Maßnahmen zur Förderung der Artenvielfalt“? Ein Biologe ist angereizt, um die Sache zu erläutern.

Schmale „Blühstreifen“ zeigt er alsbald an manchen Feldrändern, mit Wildblumen besät, um Bestäuber anzulocken. Einige „Feldsteinhaufen“ sind angelegt, auf denen sich Reptilien aufwärmen können.

Und es gibt nun „Feldlerchenfenster“ auf dem Gelände – rund 20 Quadratmeter große, bewuchsarme Inselchen inmitten der Äcker, die es den Lerchen ermöglichen sollen, zwischen dem dichten Getreide den wärmenden Boden zu erreichen.

Im Fluggesang stehen einige der Vögel hoch über der Gruppe in der Luft. Trillern, triip, trieh macht es da, mit Trillern, Rollern und feinen Nch-sandi. Das ist schön und klingt nach

Sommer. Doch reicht das aus, um die Vielfalt zu retten?

Programme wie jenes der BASF oder auch das vergleichbare „F.R.A.N.Z“-Projekt (Für Ressourcen, Agrarwirtschaft & Naturschutz mit Zukunft) der Michael Otto Stiftung und des Deutschen Bauernverbandes können Erfolge aufweisen. Tatsächlich steigt die Zahl der Lerchen auf den Testflächen. Mehr Wildbienen zählen die Biologen, mehr Laufkäfer und Spinnen.

Doch die Maßnahmen wirken wie Flickwerk, als wollte man einzelne Maschen eines Netzes neu knüpfen, während es an anderer Stelle schon wieder auseinanderfällt.

Es ist eine Ausweitung der verfehlten EU-Agrarpolitik mit anderen Mitteln. Auch Brüssel versucht, die konventionelle Landwirtschaft auf Ökologie zu trimmen. Der Versuch ist erkennbar gescheitert.

Die EU fördert ein System, das allein auf Effizienz setzt. Durchschnittlich 40 Pro-



Ökoacker auf Gut Temmen: „Das ist der absolute Traum“

MARIA FECK / DER SPIEGEL



Insektenvielfalt*: Schatztruhe der Entomologie

MARIA FECK / DER SPIEGEL

zent des Einkommens bekommt jeder der rund 275 000 Bauernhöfe in Deutschland quasi geschenkt. Rund 300 Euro zahlt Brüssel pro Hektar bewirtschaftetes Land.

Über 90 Prozent der Landwirte entscheiden sich für das Baukastenprinzip der chemischen Industrie. Mit genug Dünger und Pestiziden nämlich lässt sich fast jeder Acker in eine produktive Monokultur verwandeln. Die Ernte ist garantiert, das Einkommen auch. Das ist bequem und sicher – nur für die Natur ist es verheerend.

Zwar müssen die EU-Landwirte seit 2015 fünf Prozent ihrer Fläche als sogenannte ökologische Vorrangflächen ausweisen, Teil der „Greening“-Auflagen der EU. Dafür reicht es jedoch, für einige Zeit sogenannte Zwischenfrüchte anzubauen, also mal etwas anderes als Weizen, Mais oder Raps. Der Effekt für den Naturschutz ist fast gleich null.

Eine „weitgehend wirkungslose und gleichzeitig zu teure Fehlentwicklung“ nennt Beate Jessel vom BfN das Greening. Jährlich 1,5 Milliarden Euro würden dafür in Deutschland aufgewendet, der Anteil an für den Naturschutz wertvollen Flächen habe sich dadurch jedoch „nur minimal um ein Prozent erhöht“.

„Das ist alles Kosmetik“, sagt auch der Agrarexperte Markus Wolter vom World Wide Fund For Nature (WWF), „an die großen Themen geht die EU nicht ran.“ Der Naturschutz habe in der Fläche zunehmend Probleme, sagt Wolter: „Mit ein paar Blühstreifen kommen wir da nicht weiter.“

Geht es auch anders? Wolter glaubt daran. Nordöstlich von Berlin liegt das Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin. Mehr als 14 000 Hektar werden hier ökologisch bewirtschaftet. Eine Modellregion für die Zukunft?

DIE BLÜMCHEN leuchten gelb und blau. Acker-Gauchheil, Johanniskraut und Kleine Wolfsmilch heißen sie. „Und schauen Sie!“, ruft Frank Gottwald, beugt sich hinab und zeigt auf ein Gewächs mit zartrosa Blüten: „Acker-Zahntrost, stark gefährdet, doch hier steht das ganze Feld voll damit.“

„Auf diesem Betrieb gibt es über 20 Ackerwildkräuter, die auf der Roten Liste stehen“, schwärmt Gottwald. „Das ist der absolute Traum“, sagt der Biologe, „fast überall im Getreide wachsen hier Acker-Lichtnelke und Feld-Rittersporn.“

Mit dem Geländewagen ist er an diesem Sommertag hinaus auf die Ländereien von Gut Temmen gefahren, einem Biobetrieb in der Moränenlandschaft des Biosphärenreservats. 3460 Hektar werden hier bewirtschaftet, davon stehen 2780 Hektar unter dem Pflug. 1500 Rinder weiden auf den Wiesen. 300 Schweine wachsen heran. Es

* Inhalt einer Probenflasche des Krefelder Archivs.

gibt einen Hofladen mit Wurst und Fleisch, Pferdeställe und Gästezimmer. Subunternehmer veranstalten Planwagenfahrten und vermehren Wildsamen.

Gut Temmen ist ein Großbetrieb. Rund 40 Mitarbeiter beschäftigt Betriebsleiter Hans-Martin Meyerhoff. „Das primäre Ziel für mich war immer, Gewinne zu machen“, sagt Meyerhoff, der hier seit 1998 den Biolandbau leitet. Der Ökoveisionär ist kein Träumer, sondern Geschäftsmann. Dennoch ist das hier eine andere Welt als die der konventionellen Landwirtschaft.

Künstlicher Mineraldünger und synthetische Pestizide sind in der Biolandwirtschaft verboten. Dadurch ändert sich alles.

Auf Gut Temmen stammt der Dünger aus dem eigenen Mist und aus einer „Mistkooperation“ mit einem nahen Hühnerbetrieb. Zudem baut Meyerhoff Rotklee und Luzerne als „Vorfrüchte“ an, beides sogenannte Leguminosen, die über Knöllchenbakterien in ihren Wurzeln Stickstoff aus der Luft binden und so den Boden düngen.

Zur „Unkrautunterdrückung“ nutzt Meyerhoff „Bodendecker“ mit „phytosanitärer Wirkung“. Nur selten setzt er zugelassene Spritzmittel wie Wirkstoffe aus dem Neembaum oder Pyrethrine ein, um „nicht auch die Nützlinge umzuhaufen“.

Man müsse „eine gewisse Toleranz gegenüber Unkräutern“ entwickeln, sagt Meyerhoff. Tatsächlich ragen die Köpfe vieler Disteln aus der Wintergerste, doch die Ausfallkosten seien „überschaubar“.

„Wir denken in Fruchtfolgen über mehrere Jahre“, sagt Meyerhoff. Hafer pflanzt er zum Beispiel zusammen mit Erbsen und Leindotter. Flachs sät er als Mischkultur mit Gerste. „Wenn wir die Böden gesund hinkriegen, haben wir mit vielen anderen Sachen überhaupt keine Probleme mehr“, erzählt der Experte für Ökolandbau.

Was auf diese Weise entsteht, ist ein Kulturland, das komplexer, vielfältiger ist als das auf konventionellen Höfen. Ein Mosaik von Lebensräumen hat sich auf Gut Temmen erhalten und herausgebildet, das zahllosen Arten Unterschlupf bietet.

In einer Studie haben der Biologe Gottwald und Kollegen vom Leibniz-Zentrum für Agrarlandschaftsforschung in München konventionelle und ökologisch bewirtschaftete Felder miteinander verglichen. Die Vielfalt der Ackerwildkräuter ist demnach auf Ökoäckern bis zu neunmal höher. Kornblume, Lämmersalat oder Feld-Rittersporn wachsen dort sogar bis zu 20-mal häufiger.

„Schon ökologischer Landbau an sich garantiert eine hohe Artenvielfalt“, sagt Gottwald. „Hier auf Gut Temmen versuchen wir, Pflanzen und Tieren noch mehr Raum zu geben.“ 20 Meter breite Blühstreifen rund um einige der Tümpel des Betriebs erlauben Moorfrosch, Rotbauchunke, Kammolch und Knoblauchkröte

das Wandern. Die Amphibien locken wiederum Weißstorch und Schreiadler an.

Manche Wiesen werden hier so spät gemäht, dass sogar das rare Braunkehlchen eine Chance hat. Die Gelege des Vogels fallen normalerweise der Mahd zum Opfer.

Gut Temmen nimmt am Projekt „Landwirtschaft für Artenvielfalt“ teil, für das der WWF mit Edeka und dem Ökoanbauverband Biopark kooperiert. 62 Biohöfe beteiligen sich aktuell und produzieren besonders artenfreundlich.

DIE AGRARWENDE – warum kommt sie nicht überall? Was würde geschehen, wenn sich die Politik an dem Leitbild eines naturverträglichen Landbaus orientieren würde, wie es Naturschützer schon lange fordern?

Bauernpräsident Joachim Rukwied sorgt sich im SPIEGEL-Streitgespräch um Wett-



Ökoveisionäre Meyerhoff, Gottwald
„Toleranz gegenüber Unkräutern“

bewerbsfähigkeit und beklagt die „Komplexität des Welthandels“ (siehe rechts). Tatsächlich benötigt der Biobauer fast die doppelte Fläche, um den gleichen Ertrag zu erwirtschaften. Doch ist der Wettbewerb im Agrarsektor nicht ohnehin eine Illusion?

„Wenn wir die EU-Landwirtschaft mit jährlich 56 Milliarden Euro subventionieren, dann kann man nicht mehr von fairen Weltmarktpreisen reden“, sagt Martin Häusling, Abgeordneter der Grünen im Europaparlament: „Wir zahlen dem Bauern die Hälfte seines Einkommens; da können wir auch eine Gegenleistung erwarten.“

Häusling fordert ein sofortiges Verbot von Neonicotinoiden und Glyphosat sowie eine Pestizidabgabe, damit die Folgekosten des Gifteinsatzes „nicht mehr auf die Gesellschaft abgewälzt werden“.

Auch bei der Überdüngung müssten die Verursacher, zum Beispiel über eine Stick-

stoffabgabe, „zur Rechenschaft“ gezogen werden. Insgesamt, so steht es im „European Nitrogen Assessment“, verursacht die Überdüngung in der EU Schäden für Gesundheit, Ökologie und Klima von 70 bis 320 Milliarden Euro jährlich.

Auch deutsche Fachbehörden drängen auf einen tiefgreifenden Wandel. „Der intensive Einsatz chemischer Pflanzenschutzmittel ist ökologisch nicht nachhaltig und gefährdet unsere Tier- und Pflanzenwelt“, konstatiert das Umweltbundesamt. Es gelte, den Pestizideinsatz zu „minimieren“.

BfN-Präsidentin Jessel rät, die EU-Fördergelder nicht mehr wie bisher nach dem „Gießkannenprinzip“ zu zahlen, sondern „zielgerichteter für den Erhalt der Böden, der biologischen Vielfalt und für den Grundwasserschutz“ einzusetzen.

Auch bei der Energiewende empfiehlt Jessel ein Umsteuern. Bioenergie dürfte nur noch aus Rest- und Abfallstoffen gewonnen werden, nicht mehr aus eigens dafür angebaute Mais oder Raps.

„Landwirte sollten viel mehr honoriert werden, wenn sie naturverträglich wirtschaften“, sagt die BfN-Chefin. Subventionen müssten an „gesellschaftliche Leistungen“ geknüpft werden.

Doch die Bundesregierung scheint beratungsresistent. Kanzlerin Merkel erwähnte die Artenkrise mit keinem Wort, als sie Ende Juni auf dem Deutschen Bauerntag sprach. Stattdessen versprach sie den Landwirten, dafür zu sorgen, dass diese auch weiterhin das Pflanzengift Glyphosat benutzen dürften.

„In welchem Deutschland wirst du einmal leben?“, fragt Merkel mit sanfter Mutti-Stimme in einem aktuellen CDU-Wahlspot zu einem Bild eines Ungeborenen. Hohle Worte. Die Regierung unternimmt zu wenig, um die natürlichen Ressourcen für die Zukunft zu sichern. Ein starker Staat müsste viel entschiedener eingreifen, wenn die Bauern die biologische Vielfalt ruinieren.

„Wir stehen nun an einem Scheidewege“, schrieb Rachel Carson vor 55 Jahren: „Doch ist es nicht gleich gut, wohin wir uns wenden.“

Der seit Langem eingeschlagene Weg sei „trägerisch bequem, eine glatte moderne Autobahn, auf der wir mit großer Geschwindigkeit vorankommen“. Doch an ihrem Ende „liegt Unheil“.

Der andere Weg sei weniger befahren, „doch er bietet uns die letzte und einzige Möglichkeit, ein Ziel zu erreichen, das die Erhaltung unserer Erde sichert“.

Philip Bethge

Mail: philip.bethge@spiegel.de, Twitter: @philipbethge



Video: Was mit Wiesen ohne Insekten passiert

spiegel.de/sp362017insekten
oder in der App DER SPIEGEL



GORDON WELTERS / DER SPIEGEL

Bauernchef Rukwied, Politikerin Göring-Eckardt beim SPIEGEL-Streitgespräch: „Das ist mir jetzt zu romantisierend“

„Ich habe Sie nicht ausgepiffen!“

SPIEGEL-Streitgespräch Grünen-Spitzenkandidatin Katrin Göring-Eckardt, 51, und Bauernpräsident Joachim Rukwied, 56, über Massentierhaltung, Agrarwüsten und die Landwirtschaft der Zukunft

SPIEGEL: Herr Rukwied, fühlen sich die Bauern durch die Grünen diffamiert?

Rukwied: Ich stelle zumindest immer wieder fest, dass manche Grüne gern polarisieren und mit Schlagworten wie Massentierhaltung und Tierqual um sich werfen. Auch ich suche nach Lösungen, aber nicht mit dieser Art der Konfrontation.

Göring-Eckardt: Wir diffamieren nicht, im Gegenteil. Wir lieben Landwirtschaft und gute Lebensmittel. Aber nicht Läusegift, Antibiotika im Stall und Maiswüsten, wo einst blühende Landschaften waren. Wir wissen, dass wir die Wende zu einer guten Landwirtschaft nur gemeinsam schaffen können. Wir zwei könnten Partner sein.

Rukwied: Grüne Politiker unterstellen oft, dass die Bauernfamilien ihre Tiere nicht tiergerecht behandeln, sie nur als Ware verstehen. In der Regel sind Bauern und

Bäuerinnen aber Menschen, die einen Familienbetrieb übernehmen, dann bewirtschaften und ihn auch an eine nächste Generation weitergeben wollen, also nachhaltig arbeiten.

Göring-Eckardt: Das ist mir jetzt zu romantisierend. Wir haben schon lange nicht mehr die kleinbäuerliche Landwirtschaft der Vergangenheit, wie auf den Verpackungen der Industrie suggeriert wird. Stattdessen sind seit 1975 Hunderttausende Höfe weggestorben, es geht immer mehr hin zu großen Agrarfabriken, nach dem Slogan „Wachse oder weiche“.

SPIEGEL: Sehen Sie keine Probleme, Herr Rukwied? Die Milchbauern darben, die Schweinebauern kommen bei Preisen um die 1,50 Euro pro Kilogramm Fleisch kaum über die Runden – mit der Folge, dass Deutschlands Landschaft immer eintöniger wird.

Rukwied: Da widerspreche ich. Es hat sich doch einiges getan. Wir haben zum Beispiel seit zwei bis drei Jahren mehr Blüh-

streifen an den Ackerrändern, auf denen Wildtiere gut unterkommen können; und wir sind bereit, noch mehr zu tun. Man darf aber die Wirtschaftlichkeit nicht außer Acht lassen. Wir haben eine schwierige Situation, die von der Komplexität des Welt Handels, den Ernährungsgewohnheiten und vielem mehr abhängt.

SPIEGEL: Was ist denn Ihr Leitbild? Was soll Landwirtschaft in Zukunft leisten?

Rukwied: Die Bauern sollen zum einen nachhaltig wirtschaften, zum anderen hochwertige Lebensmittel erzeugen und parallel dazu die Landschaft pflegen.

SPIEGEL: Geschieht das, Frau Göring-Eckardt?

Göring-Eckardt: Viel zu selten. Allerdings sollte man nicht den Bauern allein die Schuld geben. Die Politik muss steuern. Es hängt viel davon ab, welche Art der Landwirtschaft wir fördern. Landwirte, die das Wasser nicht so stark belasten, die ihre Tiere nicht so eng zusammenzwängen, die keine Pestizide auf die Felder sprühen, sollten da-

Das Gespräch führten die Redakteure Philip Bethge und Ann-Katrin Müller im Garten des Bauernverbands in Berlin.

für finanziell belohnt werden. Wir wollen keine industrielle Landwirtschaft mehr, sondern eine Landwirtschaft, die auch Klima-, Tier- und Naturschutz betreibt. Dass die Verbraucher durch eine Kennzeichnung beim Fleisch wissen, wo es herkommt und wie die Tiere gehalten wurden. Ich wünsche mir, dass wir dabei in Deutschland vorangehen, dass wir zeigen: Es geht auch anders.

Rukwied: Wir sind doch jetzt schon besser als der Rest der Welt.

Göring-Eckardt: Falsch. Wir hängen beim Ökolandbau hinterher und drücken mit Dumpinglöhnen die Schlachtpreise. Ich will auch schnell dafür sorgen, dass Trinkwasser für die Verbraucher nicht teurer wird, da die Gülle aus der Massentierhaltung das Grundwasser belastet.

Rukwied: Mir sind bis jetzt keine Fälle bekannt, wo deswegen extra in die Wasseraufbereitung investiert werden musste.

Göring-Eckardt: Der Verband der Wasserwirtschaft hat gerade ausgerechnet, dass Trinkwasser bis zu 60 Prozent teurer wird wegen der hohen Nitratwerte. Da sind die Pestizidprobleme noch gar nicht eingerechnet. Am Schluss wird es die kleinen Leute treffen. Das kann doch niemand wollen.

Rukwied: Da bin ich Optimist, das wird nicht kommen. Das wird auch die neue Düngeverordnung sicherstellen.

Göring-Eckardt: Optimismus reicht nicht, wir müssen handeln. Diese ganze Billigfleischindustrie hat jedes gesunde Maß verloren. Wenn man die milliardenschweren EU-Subventionen anders verteilt und festlegt, dass nachhaltigere und tierfreundliche Landwirtschaft gefördert wird, könnte man einen neuen Weg beschreiten.

SPIEGEL: Der Biolandbau als Leitbild für ganz Europa?

Göring-Eckardt: Ja. Aber ich sage nicht, dass wir bereits in 20 Jahren 100 Prozent Biolandbau haben werden. Auf jeden Fall müssen wir bis dahin aus der industriellen Massentierhaltung raus.

SPIEGEL: Das wird teuer für den Verbraucher.

Göring-Eckardt: Nein. Es gibt Studien dazu, wie hoch der Fleischpreis steigen würde: Da ist von drei bis sechs Prozent die Rede. Umfragen zeigen, dass fast 90 Prozent der Bürger bereit wären, diesen Aufpreis zu zahlen, wenn sie dafür ökologischeres Fleisch bekämen.

SPIEGEL: Die Verbraucher würden es auch begrüßen, wenn Bauern weniger Pestizide in der Landwirtschaft einsetzen würden. Herr Rukwied, Sie dagegen haben zuletzt gefordert, die EU müsse chemische Pflanzenschutzmittel leichter zulassen.

Rukwied: Es geht nicht um mehr Mittel, sondern um den Erhalt einer breiten Wirkstoffpalette. Als Praktiker, der selbst einen konventionellen Betrieb führt, weiß ich: Ich muss Nutzpflanzen, egal ob ökologisch angebaut oder konventionell, schützen

können. Und da brauche ich Wirkstoffe, auch chemisch-synthetische – immer unter der Voraussetzung, dass sie nicht schädlich sind für den Menschen.

SPIEGEL: Warum können sich die Bauern nicht wenigstens von so umstrittenen Mitteln wie dem Herbizid Glyphosat trennen?

Rukwied: Auf Glyphosat zu verzichten ist nicht sinnvoll, wir brauchen es beispielsweise für eine Bodenbearbeitung, die das Erosionsrisiko verringert.

SPIEGEL: Ist der Stoff unschädlich?

Rukwied: Da muss ich mich auf die Wissenschaft verlassen. Die sagt: keine Gefahr.

Göring-Eckardt: Das stimmt nicht. Die Forscher sind sich uneinig. Viele renommierte Wissenschaftler sagen sogar: „wahrscheinlich krebserregend“.

SPIEGEL: Pestizide wie Glyphosat gelten auch als eine der Ursachen des Artensterbens. Sollte der Pestizideinsatz eingeschränkt werden, etwa durch eine Pestizidabgabe?



Pestizideinsatz in der Landwirtschaft
„Wir Bauern sind Naturschützer“

Göring-Eckardt: Das wäre ein gutes Lenkungsinstrument. Vielleicht würde das manche Bauern zum Umdenken bringen.

Rukwied: Das klingt jetzt so, als würden die Landwirte Pflanzenschutzmittel aus Lust und Laune einsetzen. Das ist doch Unsinn. Ich halte nichts von Steuern, sondern ich setze auf Innovation, auf Reduktion, indem ich neue Techniken einsetze. Ich weiß noch, mit welchen Düsen in den Achtzigerjahren Pflanzenschutzmittel ausgebracht wurden. Heute haben wir Injektordüsen, die viel präziser sind. Wir haben auch den Düngemittelsatz deutlich reduziert in den letzten 20 Jahren, bei gleichzeitiger Steigerung der Erträge.

SPIEGEL: Herr Rukwied, erkennen Sie eigentlich an, dass die Landwirtschaft die Hauptschuld am Artenverlust hat?

Rukwied: Es wäre vermessen zu sagen, dass die Landwirtschaft nicht dazu beiträgt. Wir wirtschaften in der Natur, das hat Einfluss – unbestritten. Aber ich wehre mich, wenn allein dem Landwirt die Schuld gegeben wird. Der Rückgang der Artenvielfalt hat viele Gründe, darunter den Lebensstil in unserem Land oder die Versiegelung der Flächen.

Göring-Eckardt: Ich habe genau das auf Ihrem Bauerntag gesagt und dafür Pfiffe geerntet.

Rukwied: Ich habe Sie nicht ausgepiffen!

SPIEGEL: Warum gibt es eigentlich ständig Streit zwischen Bauern und Naturschützern? Müsste der Landwirt nicht von Haus aus Naturschützer sein?

Rukwied: Ich sage ganz selbstbewusst: Ja, wir Bauern sind Naturschützer! Und es gibt durchaus Projekte, die wir gemeinsam mit dem klassischen Naturschutz machen, beim Gewässerschutz, bei den Ackerrandstreifen, die naturfreundlich bepflanzt werden. Auf der unteren Ebene funktioniert das besser als in der großen Politik.

Göring-Eckardt: Da stimme ich zu. Das ist auch ein Strukturproblem, unter anderem verursacht durch die Bundesregierung. Wenn der Naturschutz Projekte macht, gibt es dafür Geld. Für den Landwirt gilt das bisher nicht immer. Wenn man eine neue Landwirtschaftsförderung will, gehört deshalb auch dazu, von den Landwirten nicht zu verlangen, die Naturschutzarbeit für lau zu machen.

SPIEGEL: 84 Prozent der Deutschen wollen, dass die Biolandwirtschaft ausgebaut wird. Herr Rukwied, was spricht dagegen, Europa zu einer Ökoregion zu machen?

Rukwied: Ich bin dafür offen. Wie hoch der Anteil von Ökolandbau aber sein wird, das entscheidet am Ende der Verbraucher beim Einkauf. Und da betrachte ich nüchtern den Markt: Wir plätschern bei fünf Prozent Ökoanteil dahin. Der Bedarf ist einfach nicht da.

Göring-Eckardt: Das stimmt nicht. Wir können ja nicht mal den eigenen Markt mit Bioprodukten versorgen. Stattdessen importieren wir Bioäpfel aus Neuseeland und Biozwiebeln aus Ägypten.

Rukwied: Ich war vor Kurzem in einer Molkerei, die ein Drittel Bioprodukte erzeugt und zwei Drittel regionale, sie steht also im Prinzip für all das, was Sie fördern wollen. Dieser Betrieb hat den kaufkräftigen Markt des Großraums München vor der Haustür. Trotzdem muss diese Molkerei in 16 europäischen Ländern aktiv sein, um ihre Produkte vermarkten zu können.

Göring-Eckardt: Export ist doch keine Lösung. Reste unseres Hühnerfleischs werden gefroren nach Afrika gebracht. Der Bauer dort verliert seine Existenzgrundlage, weil er nicht mit unseren hoch subventionierten Produkten konkurrieren kann. Und dann wundert man sich, dass der Bauer aus Somalia versucht, über das Mittelmeer zu uns zu kommen. Diese großen Zusammenhänge müssen Sie doch sehen.

Rukwied: Das tun wir. Wir produzieren 75 Prozent unserer Waren für den deutschen Markt, das ist unser Kerngeschäft. 20 Prozent erzeugen wir für Europa, nur 5 Prozent gehen in das außereuropäische Ausland. Insgesamt exportieren wir Lebens-

mittel im Wert von über 70 Milliarden Euro und importieren Lebensmittel im Wert von etwas über 80 Milliarden Euro.

SPIEGEL: Warum wollen Sie denn überhaupt exportieren, Herr Rukwied?

Rukwied: Weil unsere Erzeugnisse nachgefragt werden. Die Chinesen zum Beispiel wollen deutsche Milchprodukte, etwa für Babynahrung, weil sie sich darauf verlassen können, dass diese sicher sind. Wir können natürlich diskutieren, ob es unter politischen Gesichtspunkten Sinn macht, 1,8 Millionen Tonnen Weizen nach Saudi-Arabien zu verkaufen. Aber er wird nun mal nachgefragt, und dann sollten wir ihn auch dorthin exportieren dürfen.

SPIEGEL: Frau Göring-Eckardt, wir sind bald acht Milliarden Menschen auf der Erde. Wäre es da nicht fahrlässig, weniger zu produzieren, als wir können?

Göring-Eckardt: Aber mehr industrielle Massentierhaltung, Pestizide und Gentechnik dürfen doch nicht die Antwort sein. Davon halte ich überhaupt nichts. Im Moment sorgen wir eher dafür, dass sich Menschen in anderen Ländern nicht selbst ernähren können. Nehmen Sie nur die Sojaproduktion: Weil wir Tierfutter aus Südamerika importieren, haben die Bauern dort keine Flächen mehr, auf denen sie ihre eigenen Lebensmittel anbauen können. Gleichzeitig werden tropische Regenwälder für neue Ackerflächen gerodet.

SPIEGEL: Eine Agrarwende würde geringere Erträge mit sich bringen. Ökolandwirtschaft braucht nämlich fast das Doppelte der Fläche für denselben Ertrag. Der Deutsche labt sich dann an Bio, der Rest der Welt kann sehen, wo er bleibt?

Göring-Eckardt: Nein. Das ist ja gerade nicht damit gemeint. Erstens wollen wir es europaweit machen. Zweitens geht unsere heutige Art der Nahrungsmittelproduktion häufig zulasten von Menschen am anderen Ende der Welt. Eine anständige Landwirtschaft und Lebensmittelproduktion ist deshalb auch eine Art von Entwicklungshilfe. Es ist die Wiedergutmachung für das, was wir andernorts auf der Erde an Kosten und Umweltschäden verursachen.

SPIEGEL: Ein Thema, bei dem Sie sich einig sein dürften, ist der Klimawandel. Forscher sagen extremere Niederschläge voraus, die zu Missernten führen könnten. Für Sie, Herr Rukwied, ein Grund, künftig grün zu wählen?

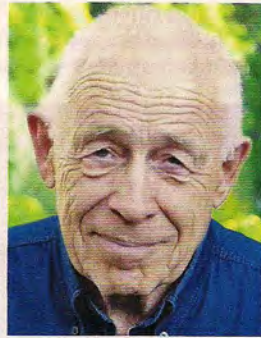
Rukwied: Der Klimawandel ist eine große Herausforderung für uns Bauern. Politisch sind wir ein neutraler Verband.

Göring-Eckardt: Ob Sie persönlich grün wählen werden, war die Frage.

Rukwied: Das werde ich dann noch mal gut überlegen. (lacht)

SPIEGEL: Frau Göring-Eckardt, Herr Rukwied, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

SPIEGEL-Gespräche live im Thalia Theater – Deutschland vor der Wahl: traumlos, wunschlos, glücklich?



Heiner Geißler



Juli Zeh



Nils Minkmar

Seit 12 Jahren regiert Kanzlerin Merkel, seit vier mit einer Großen Koalition. Und Deutschland geht es gut. Oder? Sind wir alle zu träge geworden, werden drängende Zukunftsthemen verpasst? Befinden wir uns in einem neuen Biedermeier, in dem die Deutschen ihr Glück im Garten und beim Sport suchen? Der ehemalige CDU-Generalsekretär Heiner Geißler und die Schriftstellerin Juli Zeh diskutieren mit SPIEGEL-Autor Nils Minkmar über diese Fragen und suchen nach Zeichen der Repolitisierung.

Montag, 18. September 2017, 20.00 Uhr

Thalia Theater, Alstertor, 20095 Hamburg

Karten im Vorverkauf, an der Abendkasse und unter www.thalia-theater.de.
Eintritt: 9 bis 18 Euro. Einlass ab 19.30 Uhr. Änderungen vorbehalten.

Die Veranstaltung wird per Live-Stream auf www.spiegel.de übertragen.



DER SPIEGEL live